

Hans Maier

Franken in Bayern – geht das?

Franken in Bayern – geht das?¹ Leben die Franken gern und freudig im Freistaat Bayern oder nur gezwungenermaßen und auf Zeit? Schauen sie nach anderen politischen Möglichkeiten aus – nach größerer Autonomie und Unabhängigkeit von München oder womöglich sogar nach einem eigenen Bundesland Franken? Haben Bayern und Franken sich im Lauf der Zeiten aneinander gewöhnt oder sind die Unterschiede, die Gegensätze gewachsen? Wie dauerhaft ist der nun schon rund zweihundert Jahre bestehende staatliche Bund der Franken und der Bayern? Ist es eine Zwangsehe, war es eine Vernunftheirat oder ist es am Ende – auch das wäre ja nicht undenkbar – gar ein Liebesverhältnis (Liebe auf den zweiten Blick, gewissermaßen)?

Fragen über Fragen, heikle und kitzlige, ein richtiges Parkett zum Ausrutschen – und ein Thema wie geschaffen für eine Zeitschrift wie das FRANKENLAND, die sich die Beschäftigung mit fränkischer Geschichte, Kunst und Kultur auf die Fahne geschrieben hat. Als Alemanne habe ich zum Thema, so hoffe ich, erstens die nötige Nähe, denn auch in meiner Heimat Baden lebten und leben Franken, ihre Sprache verrät sie. Die Sprachgrenze zwischen dem Alemannischen und Fränkischen, dem Bayerischen und Fränkischen geht ja bis heute mitten durch den deutschen Süden, durch Baden, Württemberg, Bayern hindurch. Zweitens habe ich aber auch den

nötigen Abstand, denn ich bin weder gebürtiger Franke noch gebürtiger Bayer, wäre also im Streit – falls es zu einem solchen käme – nicht Partei und müsste mich auf keine Seite schlagen. Drittens bin ich selbst das Beispiel eines inzwischen ‚eingebayerten‘ Fremdlings aus dem Südwesten, eines Menschen, der in jungen Jahren nach Bayern kam und dort bis heute lebt, eines Migranten ohne bayerischen Geburtsort, ohne indigene Prägung. „Kein Bayer“, stellte seinerzeit die Zimmerwirtin kritisch fest, als ich 1954 als Student in München ein Zimmer suchte, sie hörte es meiner Sprache an. „Aber wengstens a Süddeutscher!“, fügte sie versöhnlich hinzu. Inzwischen leben meine Frau und ich seit 1962 in Bayern, schon über fünfzig Jahre lang, alle unsere Töchter sind ‚Münchner Kindl‘ – und wenigstens an mir und meiner Familie hat sich die integrierende, verschmelzende Kraft Bayerns rundum bewährt. Aber wie ist es mit größeren Einheiten über die Familie hinaus, mit Bayern und Franken, mit den ethnischen Gruppen, ja Völkern, aus denen das moderne Bayern sich zusammensetzt (als dritte wären die Schwaben, als vierte die Sudetendeutschen zu nennen)? Offenbar gelingt die Integration da nicht ganz so einfach wie im individuellen Fall oder im Familienkreis. Nun, wir werden sehen.

Gehen wir also das Thema an – mit wissenschaftlichem Ernst, wie sich versteht, mit sorgfältig geprüften Informationen; aber gelegentlich, wenn Sie erlauben, auch mit einem Augenzwinkern. Ich versuche es mit vier Kapiteln: 1. Der Fränkische Reichskreis; 2. Franken wird bayerisch;

3. Franken und die Wittelsbacher; 4. Franken heute.

1. Ältestes Franken: der Fränkische Reichskreis

Zunächst ein wenig Vorgeschichte. Seit wann sprechen wir von Franken? In der Schule hören wir von dem westgermanischen Volk der Franken, das am mittleren und unteren Rhein wohnte und sich nach dem Abzug der römischen Truppen (406 n. Chr.) zur Nordsee, nach Flandern und nach Gallien hin ausbreitete. Aus ihm erwuchs später das Fränkische Reich – das Reich Chlodwigs und Karls des Großen. Die Franken hinterließen unseren westlichen Nachbarn ihren Namen – Francia, France, Frankreich. Das ist eine stolze Verwandtschaft, die auch östlich des Rheins noch lange als solche empfunden wurde. „*Neufranken*“ – so wurden noch im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts die Franzosen von revolutionsbegeisterten Zeitgenossen genannt. Viele erhofften sich von den „*neufränkischen Brüdern*“ Befreiung, Freundschaft, Fortschritt – so der junge Görres in Koblenz, der später zum erbitterten Gegner Napoleons werden sollte.

Übrigens: Napoleon selbst empfand sich als der wiedergekehrte Karl der Große, dazu berufen, die getrennten Teile des alten Frankenreiches wieder zu vereinigen. Talleyrand überliefert die Anekdote, der Kaiser habe vor Bischöfen, wenn sie nicht in seinem Sinn parieren wollten, immer wieder zornig ausgerufen: „*Je suis Charlemagne, je suis Charlemagne!*“ Ein wenig von diesem Empfinden klingt sogar noch bei de Gaulle nach, der beim Abschluss des deutsch-französischen Vertrags 1962 an das einstige Frankenreich erinnerte, das später in einen westlichen und einen östlichen

Teil – Frankreich und Deutschland – zerfiel. Der Karlspreis, in Aachen, der Stadt des Frankenkaisers, verliehen, gibt dieser historischen Perspektive einen aktuellen Sinn – er ist für Verdienste um die europäische Integration gedacht.

Nun, auf diese westfränkische Verwandtschaft können sich die heutigen Franken nur noch ganz indirekt und im historischen Rückblick berufen. Denn sie, die „*anderen Franken*“, die östlichen, im Maintal siedelnden Gruppen, haben im Lauf der Geschichte die alte Verbindung mit dem Westen verloren. Im Kernland der Franken den Rhein entlang haben Niederländer, Flamen, Rheinländer, Pfälzer, Lothringer schon seit Jahrhunderten ein eigenes Stammes- und Staatsbewusstsein entwickelt. So mussten die östlichen Franken als Glieder des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mehr oder minder für sich allein leben, sie mussten sich anlehnen an Stärkere, nach Norden oder Süden hin – ein Umstand, der für Franken bis heute typisch geblieben ist.

Seit wann gibt es im Osten Franken – Gesamtfranken – als historischen Raum? Das lässt sich genau datieren: seit der Schaffung des Fränkischen Reichskreises im Zug der Reichsreform Kaiser Maximilians I. Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Fränkische Kreis, erstmals 1522 unter diesem Namen erscheinend (vorher trugen die 1500 gebildeten sechs, seit 1512 zehn Reichskreise nur Nummern), umfasste im wesentlichen das Flussgebiet des mittleren und oberen Mains – ausgenommen die kursächsische Pflege Coburg (im Obersächsischen Kreis), das Stift Fulda (im Oberrheinischen Kreis), die zum Kurfürstentum Mainz gehörigen Gebiete um Aschaffenburg und Miltenberg (im Kurmainischen Kreis) sowie die Reichsstädte Hall, Dinkelsbühl, Wimpfen und Heil-

bronn (im Schwäbischen Kreis). Manche Strukturen des heutigen Franken und Schwaben, ja des heutigen Bayern und Baden-Württemberg zeichnen sich – wenn auch mit Modifikationen – schon in dieser Frühzeit deutlich ab. Tatsächlich bestand der Fränkische Kreis mit nur geringen territorialen Änderungen bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahr 1806.

Der Fränkische Kreis galt als der erste und vornehmste der Reichskreise – andere Kreise sollten nach ihm „*ir aufachtung haben und sich darnach pflegen*“. Er funktionierte auch ganz gut – als einziger brachte er es zu einem gemeinsamen Getreidemarkt, einer Zollunion – und auch zu einer selbständigen Kreispolizeiordnung (1572). Deren Kapitel handeln von Gotteslästerung, von Hochzeiten, Kindstauen, Kirchweihen, von der Sicherung gerechter Preise bei den Wirten, von der Mahl- und Bäckerordnung, der „*Erhaltung der Hausarmen*“ und dem Umgang mit „*gartenden Landsknechten*“ und „*herrenlosem Gesindel*“ – ein farbiges Bild damaliger Religions-, Wirtschafts-, Sozial- und Sicherheitspolitik. Rudolf Endres urteilt: „*Aus bloßen geographischen Wahlbezirken waren wichtige Glieder der Reichsverfassung und Träger einer gewissen Reichsverwaltung geworden: dem Kreis unterstand die aus der Landfriedenswahrung abgeleitete innere Sicherheit; er war die Mittelstufe für die Reichsauflagen, nämlich die Römermonate, für die Türkeneuer und die Kammerzieler; ihm oblag die Kontrolle über das Münzwesen; weiterhin stellte er die Beisitzer zum Reichskammergericht ab. Für manche Bereiche der Wirtschaftsordnung und für das Polizeiwesen war der Kreis sogar zum Selbstverwaltungskörper geworden. Wichtigste staatliche Funktionen lagen also in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bei den Reichskreisen, und*

dies galt ganz besonders für den fränkischen Kreis, der stets versuchte, diese seine Aufgaben mit aller Gewissenhaftigkeit zu erfüllen.“²

Ein solches System funktionierte freilich nur, wenn das Gleichgewicht der Kräfte erhalten blieb. Im räumlich zersplitterten Franken und Schwaben war dies das oberste politische Gebot schlechthin. Während die großen Territorien – Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen – nach dem Dreißigjährigen Krieg im Reichsverband immer stärker ihre Eigenstaatlichkeit auslebten und dem Ziel einer einheitlichen Landeshoheit zustrebten, ja im Zeichen „*deutscher Libertät*“ sogar ihre eigene Außenpolitik betrieben, blieben die Franken und Schwaben, wie eine sprichwörtliche Redewendung lautete, „*des Kaisers getreueste Barone*“. Der Fränkische Kreis war ein Organ des Kaisers und zugleich ein freier Verbund von Ständen. Die Neuaufnahme in den Kreis erfolgte seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert allein durch das Votum der Kreismitglieder – der Kaiser konnte ein Aufnahmegesuch unterstützen, aber nicht von sich aus durchsetzen. Kaiser und Reich – das war ein komplexes Balanceverhältnis, gemischt aus Nähe und Distanz. Erst recht galt dies für die Reichskreise selbst: kein Stand durfte so stark sein, dass er eine ständige Führung beanspruchte – keiner so klein, dass er nicht mitreden konnte.

Es ist erstaunlich, fast ein historisches Wunder, dass der Fränkische Kreis bis zum Ende des Alten Reiches seine Aufgaben als selbständig handelnde Korporation bewältigt hat. Er überstand selbst den großen Grabenbruch von Reformation und Gegenreformation. Wie viele soziale und konfessionelle Gegensätze, wie viele potentielle Rivalen und Gegner kamen hier in 27 Ständen auf getrennten Bänken im Kreistag zusammen! Die geistlichen Fürsten von

Würzburg, Bamberg, Eichstätt und der Deutschmeister, die weltlichen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg Kulmbach/Bayreuth – evangelische Hohenzollern –, die je nach Linie katholischen oder evangelischen Fürsten von Hohenlohe, eine Reihe zum Teil gefürsteter Grafen, katholisch oder evangelisch, fünf evangelische Reichsstädte sowie kleinere Herrschaften beider Konfessionen, vorwiegend im Besitz von Ständen anderer Reichskreise. „Am Ende des Alten Reiches hatten schließlich 43 Landesherren Anteil an den 24 fränkischen Stimmen.“³ Dennoch funktionierte der Kreistag bis zuletzt, die nötigen Beschlüsse im Plenum kamen zustande – und außerhalb der Kreistage besorgten die kreisausschreibenden Fürsten Bamberg einerseits, Kulmbach/Bayreuth bzw. Ansbach anderseits – katholisch der eine, evangelisch der andere – als Exekutive die Angelegenheiten des Kreises.

Die Dinge spitzten sich zu in der Zeit der Französischen Revolution. Seit 1791 tagte der Kreiskonvent in Permanenz. Preußen, das durch die Angliederung von Ansbach und Bayreuth übermächtiges Mitglied im Reichskreis geworden war, entzog die markgräflichen Truppen dem Kreisheer und setzte die Kreisstände unter Druck. Diese wehrten sich und versuchten ihre Unabhängigkeit zu wahren. Die Kreisgesandten Zwanziger und Rhodius reisten nach Paris: Sie versuchten einen Vertragsabschluss zwischen der Revolutionsregierung und dem Fränkischen Kreis herbeizuführen. Sogar der Gedanke einer selbständigen „Republik Franken“ tauchte damals auf. Doch diese Rettungsversuche kamen zu spät und blieben vergeblich – nach den Siegen Napoleons über Österreich und Preußen, nach der Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II. und dem Ende des Reiches war auch für den Frän-

kischen Kreis kein Platz mehr. Am 16. August 1806 löste der bayerische Kreisgesandte – als Nachfolger des Fürstbischofs von Bamberg – im Auftrag Montgelas' die Kreisversammlung auf. „*Bayern als Kreisdirektor nahm das Kreisarchiv und die Kreiskasse in Verwahrung. Die kleineren Stände im Kreis waren jedoch mit der Auflösung durch Bayern nicht einverstanden. Sie forderten Preußen auf, einen Gesandten nach Nürnberg zu schicken, unter dessen Leitung die Kreisversammlung weiter tagen könne. Doch Preußen lehnte ab. Damit hatte der fränkische Reichskreis zu existieren aufgehört.*“⁴ Ebenso ging in diesem Jahr 1806 die Reichsritterschaft Landes zu Franken mit ihren kleinen, von der Rhön bis in die Fränkische Schweiz und zur Altmühl verstreuten, in sechs Kantonen korporativ verbundenen Territorien unter.

2. Franken wird bayerisch

Franken kam nicht freiwillig zu Bayern. Es wurde okkupiert. Unter der Regie Napoleons erweiterte sich Kurbayern, ab 1806 das Königreich Bayern, zwischen 1802/1803 und 1816 nach Norden und Westen hin und wurde zur stärksten Macht in Süddeutschland. Nacheinander gewann es von Franken die Hochstifte Würzburg, Bamberg und Eichstätt, die Reichsstädte Rothenburg und Schweinfurt, das Markgraftum Ansbach, die Reichstadt Nürnberg, das Fürstentum Schwarzenberg, die Grafschaften Castell, Hohenlohe, Oettingen, die Gebiete der Reichsritterschaft und die Territorien des Deutschen Ordens; später kamen das Markgraftum Bayreuth, das Fürstentum Aschaffenburg und die Ämter Hammelburg, Brückenau, Miltenberg und Amorbach hinzu. Kurfürst Max Joseph konnte sich den alten Titel der Würzburger Fürstbischöfe „*Herzog in Franken*“

zulegen. Während die alten fränkischen Hoheitszeichen verschwanden, wurde das bayerische Rautenwappen zum neuen allumfassenden Staatssymbol.

Hier nur ein zentrales Beispiel: Am 15. September 1806 marschierten die Bayern in Nürnberg ein. Königlich-bayerische Beamte übernahmen die Herrschaft, lösten den Rat auf, beendeten die reichsstädtische Selbstverwaltung. An die Stelle der bunt zusammengewürfelten Nürnberger Landwehr trat eine einheitlich gekleidete Truppe. Das gesamte Gemeinnevermögen, die öffentlichen Gebäude, der Lorenzer und Sebalder Reichswald wurde für Bayern vereinnahmt. Aber die Bayern übernahmen auch die riesigen Schulden Nürnbergs, mehr als 12 Millionen Gulden, und sanierten die Finanzen durch Sparmaßnahmen, durch Sistierung der Zinszahlungen an Gläubiger der Stadt, durch Verkäufe von Kunstwerken und durch Veräußerung des städtischen Silberschatzes. Die Bürgerschaft, geschwächt durch Krieg, Kontributionen und wirtschaftlichen Verfall, nahm alles ohne große Gegenwehr hin. Nur einmal, 1809, als österreichische Truppen nahe waren, entlud sich der Groll in einem Aufruhr, der freilich nach zwei Tagen zusammenbrach. Was sollten die von Bayern Okkupierten auch tun? Man musste sich mit dem Sieger arrangieren, der immerhin bemüht war, die Fesseln der alten patrizischen Ordnung zu lockern, Unternehmer- und Erfindergeist neu zu beleben, Hygiene und Straßenbeleuchtung zu verbessern. Als die Verfassung von 1818 rechtliche Klarheit schuf und die gleichzeitig erlassene Gemeindeordnung eine weitgehende Selbstverwaltung brachte, hellte sich die Stimmung in den neugewonnenen Gebieten ein wenig auf.

Die Nachdenklichen merkten bald, dass Nürnberg – und Franken insgesamt –

über einen Schatz verfügte, der, klug genutzt, reiche Früchte tragen konnte, nämlich seine Vergangenheit. Im Zeitalter der Romantik rückte das Altdeutsche in den Blick – es war dem Altfränkischen verwandt, und dahinter tat sich eine nochmals ältere Welt auf: die germanische. Dem neu erwachenden Geschichtsbewusstsein verdanken wir nicht nur die *Monumenta Germaniae Historica* des Freiherrn vom und zum Stein, sondern auch ihr visuelles Gegenstück, die Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Der fränkische Edelmann Hans Freiherr von und zu Aufseß siedelte 1832 von seiner Burg nach Nürnberg über und betrieb für seine umfangreiche Sammlung deutscher Altertümer – über 35 000 Objekte! – die Gründung eines Museums. Es sollte, wie er sagte, „*Eigenthum der Deutschen Nation*“ werden. Nach vielen Widerständen wurde es 1853 im Tiergärtnerorturm feierlich eröffnet. In der bis heute kaum veränderten Satzung heißt es: „*Das Germanische Museum ist eine dem gesamten Volk gewidmete Stiftung. Es hat den Zweck, die Kenntnis der deutschen Vorzeit zu erhalten und zu mehren, namentlich die bedeutsamen Denkmale der deutschen Geschichte, Kunst und Literatur vor der Vergessenheit zu bewahren und ihr Verständnis auf alle Weise zu fördern.*“

Was wir heute Romantik nennen, war eine Folge von Entdeckungen und Wiederentdeckungen. Franken spielte dabei eine besondere Rolle, neben dem Rheinland, neben der sächsischen Schweiz – man denke an die Rheinmärchen Brentanos, an die Wolfsschlucht Carl Maria von Webers. Zu einem historischen Paradigma wurde die Reise, welche die Erlanger Studenten Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder in den Pfingstferien 1793 unternahmen. Sie führte durch Franken,

das Wiesental, das Fichtelgebirge an die böhmische Grenze. Die aus Berlin stammenden jungen Leute hatten sich in Erlangen immatrikuliert, nachdem diese Universität 1791 mit dem Markgraftum Ansbach-Bayreuth an Preußen übergegangen war. Für sie wurde diese Fahrt zur Begegnung mit einer fernen, fast exotischen Welt. Im Bambergischen trafen sie auf „weiße vergoldete Christusbilder, an hohen roten Kruzifixen“ – man spürt die Verwunderung und Verstörung bis in die Wortwahl hinein. In Nürnberg entdeckte Wackenroder die altdeutsche Welt, die krummen Gassen, altväterlichen Häuser und Kirchen, „... so wird man ganz ins Altertum versetzt und erwartet immer einem Ritter oder einem Mönch oder einem Bürger in alter Tracht zu begegnen“.

Aus diesen Erlebnissen erwuchs die populäre Grundschrift der Romantik, Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, die Ludwig Tieck 1796 nach dem Tod des Autors ohne Verfasserangabe veröffentlichte. Notabene: An der alten Straße, welche die beiden jungen Männer auf ihrer Wanderrung ins vergangene Deutschland und in die Weite romantischer Phantasie beschritten, lag auch Bayreuth, der spätere Wohnsitz Richard Wagners, die kommende Festspielstadt. Dieser Wagner wiederum war es, der in seinen „Meistersingern“ Nürnberg als der „deutschen Stadt“ schlechthin ein Denkmal setzte und damit dem „Mythos Nürnberg“ (Werner K. Blessing) eine dauerhafte Gestalt gab – der sie verherrlichte als Wiege bürgerlicher, von Handwerksmeistern und Sängern getragener und geübter Kunst. Man denke an die Schlusssszene, die den Zerfall des Alten Reiches (und den Untergang Nürbergs als Reichsstadt!) anklingen lässt und die zugleich die nationale Wiedergeburt be-

schwört – eine Neugeburt aus dem Geist der Kunst und eines freien Volkes, gefeiert auf der Meistersingerwiese, mit der Zentralfigur des Nürnberger Schusters, Poeten und Ratsherrn Hans Sachs.

Eine solche romantische Beschwörung wirkt bis heute faszinierend. Niemand kann sich ihrer ästhetischen Verführungs-kraft entziehen. Selbst Nietzsche, später ein heftiger Kritiker Wagners, schrieb bewundernd über das Meistersinger-Vorspiel: „Das mutet uns bald altägyptisch, bald fremd, herb und überjung an. Das ist nicht selten schelmisch, noch öfter derb und grob. Das hat Feuer und Mut und zugleich die schlaffe, falbe Haut von Früchten, welche zu spät reif werden. Eine gewisse deutsche Mächtigkeit und Überfülle der Seele, welche keine Furcht hat, sich unter die Raffinements des Verfalls zu verstecken, die sich dort vielleicht erst am wohlsten fühlt: ein rechtes, echtes Wahrzeichen der deutschen Seele, die zugleich jung und veraltet, übermühte und überreich noch an Zukunft ist.“

Romantische Verklärungen können schön sein, sie bergen aber auch Gefahren. Der politische Missbrauch hat denn auch nicht auf sich warten lassen. Wiederum wurde Nürnberg neben Bayreuth für dieses Schauspiel der reale Hintergrund. Hitler als „Gespenst der bürgerlichen Kultur“, wie ihn Joachim Fest genannt hat, hatte eine enge, eine innige Beziehung zu Nürnberg, zu Wagner, zu Bayreuth. „Ohne Wackenroder und Wagner, ohne diese romantische Legende von Nürnberg als Herz des alten Reiches hätten Hitler und Streicher die Stadt nicht zum Herzen ihres Reiches erkoren.“⁵ In der Tat geht die Geschichte oft krumme Wege, von harmloser Nostalgie zu brutalen Realitäten, von politischen Träumen zu militanten Aufmärschen – von der Meistersingerwiese zu den Reichsparteitagen. Noch immer leidet Nürnberg, leidet Bay-

reuth, leiden die Franken und die Deutschen daran, dass „*der verspätete Traum von früher bürgerlicher Größe*“ im Dritten Reich schauerlich pervertiert wurde.

Aber Franken trug im 19. Jahrhundert nicht nur ein nostalgisches, der Vergangenheit zugewandtes Gesicht. Es hatte auch ein Zukunftsgesicht. In der Landesausstellung „200 Jahre Franken in Bayern“ (2006) konnte man sehen und nacherleben, wie sich die altfränkischen Landschaften im 19. Jahrhundert, in der Ära der Bahnen und Kanäle, der Technisierung und Industrialisierung verändert haben. Das Eiserne Zeitalter formte die romantischen Züge Frankens um, beseitigte sie an vielen Stellen, setzte neue nüchterne Akzente. 1835 bauten Nürnberger und Fürther Geschäftsmänner die erste deutsche Eisenbahnlinie zwischen Nürnberg und Fürth. Es war eine Privatinitiative. 1854 wurden Aschaffenburg und Nürnberg durch die Bahn verbunden: nun bauten schon Staat und Kommunen gemeinsam. Bahnhöfe entstanden im ganzen Land. Neben den Bahnlinien siedelten sich Fabriken an. 1836 bis 1845 wurde der Ludwigskanal gebaut – er sollte den Schienenwegen Konkurrenz machen, doch diese erwiesen sich bis heute als das günstigere Verkehrsmittel.

Es ist kaum möglich, mit wenigen Sätzen anzudeuten, wie sich unter den neuen Bedingungen eines freien, dem Zunftzwang entwachsenen Wirtschafts erfinderische und unternehmerische Energien zu regen beginnen, wie in Nürnberg, Fürth, Hof, Bayreuth, Würzburg und anderswo erfolgreiche, rasch berühmte Unternehmen entstehen, wie man sich den größten Wirtschaftsraum des neuen Königreichs erschließt, wie Franken im ganzen zum Motor der Industrialisierung in Bayern wird und Nürnberg zur ersten Han-

delsstadt des Landes aufrückt, übrigens mit einer bis 1914 europaweit bekannten Hopfenbörsen, wie ab der zweiten Jahrhunderthälfte Gas, Petroleum und Elektrizität in viele Haushalte einziehen, die Städte wachsen, die Bevölkerung sich vermehrt, der städtische Wohnkomfort sich verbessert – aber auch die ländlichen Gebiete vielfältig zurückbleiben oder zurückfallen, ja sogar Notstandsgebiete neu entstehen, mit allen Problemen der Landflucht, Entwurzelung und Proletarisierung. Bayern im ganzen modernisierte sich im 19. Jahrhundert – und Franken ging dabei voran. Gewiss blicken wir heute auf den Fortschritt der Zivilisation im 19. Jahrhundert nicht mehr so naiv-begeistert wie die damaligen Wortführer der öffentlichen Meinung, wir sehen auch die Kehrseiten und die Kosten – aber niemand möchte doch die Geschichte ungeschehen machen, niemand will in das Zeitalter von Kerzenlicht und Postkutsche, von Bader-Medizin, offenen Abwässern und gefährlichen Epidemien zurück.

3. Franken und die Wittelsbacher

An dieser Stelle ist von den Wittelsbachern zu sprechen. Sie haben kräftig dazu beigetragen, dass Franken im Königreich Bayern seinen Platz fand, dass trotz anfänglicher Abneigung und lange anhaltender Spannungen die Integration der beiden Völker gelang.

Sieht man auf die Entstehungsgeschichte des modernen bayerischen Staates in der Napoleon-Zeit zurück – die besten Einblicke bietet die große Montgelas-Biographie von Eberhard Weis –, so mutet manches in der Rückschau höchst zufällig und nicht selten kleinlich und peinlich an. Da werden Territorien verschachert, Menschen hin- und hergeschoben, uralte

Rechte wegweischt, ohne dass in den Akten, von winzigen Ausnahmen abgesehen, je von den Menschen und ihren Schicksalen die Rede ist. Napoleon deutet auf die Landkarte, ruft ermunternd „*Prenez!*“, und die bayerischen Unterhändler lassen sich's nicht zweimal sagen. Alles scheint sich nur um Erweiterung, Arrondierung, Revindikation und neuen Landgewinn zu drehen – und die Bürger oder besser die Untertanen kommen höchstens als registrierte Einwohner, als potentielle Steuerzahler oder als künftige Soldaten in den Blick. Politik wird auf eine Technik des Erwerbs und der Verwaltung reduziert. Kein Wunder, dass die Montgelas-Epoche bis heute auf uns erkältend, ja manchmal abstoßend wirkt. Dem Schöpfer des modernen Bayern – zweifellos einer genialen, höchst effizienten Persönlichkeit – flossen denn auch zu Lebzeiten wenig Sympathien aus altbayerischen, fränkischen oder schwäbischen Gebieten zu – und erst recht nicht hinterher. Gewiss, Montgelas hat das Knochengerüst des modernen Bayern geschaffen, die bayerische Verwaltung bewegt sich bis heute in den Strukturen, die er – meist nach französischem zentralistischem Vorbild – etabliert hat. Aber muss man bei einer Staatsgründung nicht auch an Leib und Seele, an die konkreten Menschen mit ihren Eigenheiten und Verschiedenheiten denken?

Glücklicherweise haben die bayerischen Könige diesen Mangel rasch empfunden und ihm nach Kräften abzuhelpfen versucht – mit allen Mitteln und Möglichkeiten, die ihnen zu Gebote standen. Besuche in den fränkischen Gebieten, Feiern für das Herrscherhaus, oft mit Volksfesten verbunden, feierliche Einzüge, Kutschfahrten, Fackelzüge, Empfänge, Bälle, Gemälde und Zeichnungen, die das Königspaar und das Kronprinzenpaar in fränkischer

Landschaft zeigten – das alles sollte dazu beitragen, die Neubayern aus den unzähligen fränkischen Territorien zu loyalen Untertanen zu machen. Diese Versöhnungspolitik stieß zwar an Grenzen, solange die verhassten Rekrutierungen und die Steuerlasten die Stimmung verdarben – in Wallfahrtsorten des katholischen Unterfranken soll nach glaubhaften Überlieferungen noch lange für die „*Fortschaffung der Bayern*“ gebetet worden sein. Doch langsam gelang es den Königen, das Eis zu brechen und die nötige Nähe zu den außerbayerischen Stämmen des Königreichs – Franken, Schwaben, Pfälzern – zu finden. So konnte das gewaltig erweiterte, aus disperaten Teilen zusammengefügte Land allmählich zusammenwachsen. Die Könige mühten sich, es nicht nur äußerlich, sondern innerlich zu integrieren.

Es erwies sich als kluger Schachzug, dass König Max I. Joseph seinem Sohn Ludwig Würzburg und Aschaffenburg als Residenzstädte außerhalb der Landeshauptstadt zuwies. Nach dem Tod Max Josephs zog die Königin-Witwe Caroline zeitweise in die Würzburger Residenz. Der aus Griechenland vertriebene König Otto und seine nachmalige Witwe bewohnten bis zu ihrem Tod die Neue Residenz in Bamberg. So konnte sich nicht nur eine bayerische Loyalität in Franken, sondern auch ein fränkisches Zugehörigkeitsgefühl innerhalb des Königshauses entwickeln. Von Ludwig I., der oft in Franken weilte, über den in Würzburg geborenen Prinzregenten Luitpold, der seiner Geburtsstadt den Kiliansbrunnen am Bahnhof schenkte, bis zum heutigen Chef des Königlichen Hauses Herzog Franz, der die fränkische Geschichtsforschung vielfältig unterstützt, zieht sich eine Linie der „Frankophilie“ durch die Geschichte des Königshauses.

Auch praktische Gründe haben mitgeholfen, dass die Wittelsbacher nach dem Ende der alten fränkischen politischen Welt im 19. Jahrhundert erneut den Weg nach Franken fanden. Nach dem Ende des Fränkischen Kreises standen in Franken viele Residenzen der Fürstbischöfe und Markgrafen leer – mit allen Folgen, die das für Handel und Wandel, Kunst und Handwerk hatte. Da lag es nahe, in einigen eine bescheidene Teil-Hofhaltung unterzubringen – und andere wenigstens gegen den Verfall zu sichern. In diesen Bemühungen liegt übrigens einer der Ursprünge der bayerischen Denkmalpflege – der neben der preußischen ältesten in Deutschland.

Von allen bayerischen Herrschern des 19. Jahrhunderts hat sich Ludwig I. am meisten um Franken und die fränkischen Überlieferungen bemüht. Kurz nach seinem Regierungsantritt empfing er mehrmals eine Nürnberger Delegation, die ihm Pläne zum Ausbau der Polytechnischen Schule vorlegte. Dabei äußerte er sich höchst dezidiert – noch ganz im Sinne der Romantik – über die Formen des Bauens und der Stadtentwicklung, die nach seiner Meinung Nürnberg angemessen waren: „*Nürnberg hat seinen Charakter, dem muss man treu bleiben! Ja keine Bauerei dort, die stört! Alles in Allem, reinen kunstmäßigen Geschmack; ein Ganzes muss Nürnberg bilden. Was die Stadt machen lässt, das muss im Einklang stehen mit ihren Mauern, Thüren, Kirchen, Brunnen!*“

Doch Ludwig sah auch die industrielle Entwicklung Nürnbergs voraus. Oft zitiert wird sein Satz: „*In Nürnberg Industrie – in München Kunst.*“ Dazu passt, dass der König die ehemalige reichsstädtische Akademie, die älteste im deutschsprachigen Raum (seit 1662), in eine Kunstgewerbeschule verwandeln wollte – die Ausbil-

dung zur Malerei sollte München vorbehalten werden.

Erstmals wird unter Ludwig I. das bayrische Wappen historisiert und auf die neuen Gebiete ausgedehnt. Seit 1835 enthält es den fränkischen Rechen als Symbol für Franken. Der König nannte sich seit diesem Jahr: „*Ludwig von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben*“. Zwei Jahre später ersetzte Ludwig die Flussnamen für die Bezirke durch historische Bezeichnungen; so entstanden die bis heute gültigen Bezeichnungen Ober-, Unter- und Mittelfranken. Sie kennen den bekannten Vers: „*Man muss Gott für alles danken / auch für Ober-, Unter- und Mittelfranken*“ – die leise Häme stammt wahrscheinlich von einem neidigen Oberbayern, der aus Alpen Nähe herablassend auf das in der napoleonischen Ära neu erworbene fränkische Flachland herabsah.

Die Beziehungen des Königs zu seinen fränkischen Untertanen waren keineswegs immer konfliktfrei. In Würzburg und Erlangen gab es immer wieder eine von unterschiedlichen Richtungen getragene Opposition gegen das Königreich – und speziell das Verhältnis Ludwigs I. zu den fränkischen Protestanten wurde in der Ära Abel zeitweise erheblich getrübt (Kniebeuge lassen!). Aber das blieben im Großen und Ganzen Übergangsscheinungen. Insgesamt hat die Herrschaft der Wittelsbacher wesentlich zur Annäherung der Alt- und Neubürger in Neubayern – und auch speziell zur langsamen Annäherung von Katholiken und Protestant – beigetragen. Katholiken erhielten in Nürnberg das Bürgerrecht, Protestanten in München und in Würzburg. Die alten konfessionellen Monokulturen lockerten sich langsam auf.

Überdies setzten die katholischen Bayernkönige mit drei protestantischen Köni-

ginnen – Caroline von Baden (1776–1841), Therese von Sachsen-Hildburghausen (1792–1854), Marie von Preußen (1825–1889) – noch ein besonderes Zeichen konfessioneller Integration im neuen Königreich. Es war zwar wohl von ihnen nicht bewusst als solches geplant und angestrebt, da bei Adelsheiraten auch im 19. Jahrhundert dynastische Gesichtspunkte noch immer vor konfessionellen den Vorrang hatten. Objektiv aber stellte solche Großzügigkeit in Ehedingen (die auf adelig-protestantischer oder adelig-orthodoxer Seite kaum erwidert wurde!) zweifellos ein Moment der Integration im nunmehr bikonfessionellen Neu-Bayern dar. – Heute mag man in solcher konfessionellen Nonchalance sogar einen unbekümmerten autokratischen Vorgriff auf eine künftige Ökumene sehen!

So entwickelte sich in Gesamtbayern eine dynastische Loyalität, die andere politische Optionen – etwa eine Hinwendung Frankens zu Preußen – immer unwahrscheinlicher machte. Der Kronzeuge hierfür ist Otto von Bismarck, der in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet, dass König Wilhelm I. 1866 bei den Friedensverhandlungen nach dem Sieg von Königgrätz – Bayern stand damals auf der Seite Österreichs – zunächst Ansbach und Bayreuth wieder an sein Haus bringen wollte. „Seinem starken und berechtigten Familiengefühl lag der Rückerwerb der fränkischen Fürstentümer nahe.“ Bismarck riet zwar entschieden ab, doch hatte er die allergrößte Mühe, sich durchzusetzen, weil der König „auf Ansbach und Bayreuth noch schwerer verzichtete, als auf Österreichisch-Schlesien, Deutsch-Böhmen und Teile von Sachsen.“ Erst mit Hilfe des Kronprinzen gelang es, ihn von diesen Plänen abzubringen.

Bismarcks Argumente waren historischer und militärischer Art zugleich: „Das alte

Stammland der Brandenburger Markgrafen im Süden und Osten von Nürnberg etwa zu einer preußischen Provinz mit Nürnberg als Hauptstadt gemacht, wäre kaum ein Landesteil gewesen, den Preußen in Kriegsfällen von Streitkräften entblößen und unter den Schutz seiner dynastischen Anhänglichkeit hätte stellen können. Die letztre hat während der kurzen Zeit des preußischen Besitzes keine tiefen Wurzeln geschlagen, trotz der geschickten Verwaltung durch Hardenberg, und war seither in der bayrischen Zeit vergessen, soweit sie nicht durch konfessionelle Vorgänge in Erinnerung gebracht wurde, was selten und vorübergehend der Fall war. Wenn auch gelegentlich das Gefühl der bayrischen Protestanten verletzt wurde, so hat sich die Empfindlichkeit darüber niemals in Gestalt einer Erinnerung an Preußen geäußert. Übrigens wäre auch nach einer solchen Beschneidung der bayrische Stamm von den Alpen bis zur Oberpfalz in der Verbitterung, in welche die Verstümmelung des Königreichs ihn versetzt haben würde, immer als ein schwer zu versöhnendes und nach der ihm innenwohnenden Stärke gefährliches Element zu betrachten gewesen.“

Ein aufschlussreicher Text! Er enthält ein bemerkenswert anerkennendes Zeugnis für die Integrationspolitik der Wittelsbacher in fünfzig Jahren. Er zeigt, dass um 1866 „Franken in Bayern“ eine abgeschlossene, nicht mehr in Frage zu stellende Realität war. Und dabei ist es dann auch bis heute geblieben – trotz aller Widerstände, trotz aller immer wieder aufflammenden Kritik.

4. Franken heute

Nun, wo stehen die Franken heute? Sind sie in Bayern aufgegangen, so dass man sie von den Menschen an Donau, Isar, Inn und Salzach kaum mehr unterscheiden

kann? Sind sie einfach Nordbayern geworden – etwas nüchterner zwar als ihre barocken Nachbarn im Süden, aber im Grunde vom selben Schlag? Oder sind sie noch erkennbar als ein eigenständiges Volk in seinen alten Grenzen – so wie um 1800, als der Reichskreis noch existierte und man in Deutschland ganz selbstverständlich von der „fränkischen Nation“ sprach?

Tatsächlich sind die Franken als Volk erkennbar – auch heute – und wie sie es sind! Immer noch bilden sie zwischen Spessart und Fichtelgebirge, zwischen der Rhön und dem Altmühlthal, zwischen dem Fränkischen Weinland und der Fränkischen Schweiz, zwischen Marktredwitz und Aschaffenburg, Mellrichstadt und Dinkelsbühl eine bunte und vielfältige, eine komplexe und spannungsreiche Einheit. Sie sind keine Hessen, keine Pfälzer, keine Schwaben, keine Brandenburger, keine Bayern. Sie sind eben Franken. Sie leben zwar im Freistaat Bayern und gewiss gehören sie dazu, sind ein Gewinn für Bayern – sie auszugliedern und anderen zuzuschlagen, wäre eine Verstümmelung Bayerns, wir haben es aus berufenem Mund gehört. Aber sie besitzen eine eigene Identität, sie haben eine eigene Geschichte. Nicht zuletzt haben sie auch eine eigene Sprache; denn Bayern ist ja, was die Landesdialekte angeht, ein wenigstens dreisprachiges Land: mit dem Bayerischen, Fränkischen, Schwäbischen nebeneinander.

Notabene „Fränkisch“: auch wer es nicht spricht, ist doch wenigstens akustisch schon einmal dem begegnet, was man die „fränkische Frontiserweichung“ nennt – also die Verwandlung harter Konsonanten in weiche, des P-T-K in B-D-G. Das ist ein weltweites fränkisches Erkennungszeichen. Drastisch habe ich es 1966 in den USA erlebt, als ich mit Julius Döpfner, dem aus Hauses bei Bad Kissingen stammenden

fränkischen Kardinal, nach dem Zweiten Vaticanum in den USA unterwegs war. Döpfner sprach sehr gut Englisch, denn er hatte über Kardinal Newman promoviert, aber bei Reden in Amerika schlug immer wieder sein Fränkisch durch, so, wenn er sich unmittelbar an das „american people“ wandte, das in seinem Mund zum „american beable“ wurde. Zweites Beispiel: bei einer Tristan-Aufführung in der Mailänder Scala mahnte Isolde ihre Brangäne, doch jetzt bitte wegzugehen, wie es Wagners Text verlangt, doch die widersprach heftig und rief breit fränkelnd: „*Och näää!*“ Die Erklärung: zwei fränkische Sängerinnen waren einander auf der italienischen Bühne begegnet, Waltraut Meier und Lioba Braun, und riefen sich etwas zu, was kein Italiener verstehen konnte (Waltraud Meier, die berühmte Wagner-Sängerin, hat die Geschichte vor kurzem in München erzählt). Das dritte und makabeste Beispiel stammt von dem Karikaturisten Heribert Lenz aus Aschaffenburg: „*Aber was wär' aus dem ganzen Dritten Reich geworden, wenn Goebbels ein Franke gewesen wär'? Wollt ihr den dodoalen Kriech? Des hätt' nie geklappt.*“

Aber Franken ist natürlich mehr als der fränkische Dialekt. 2013 haben wir den 250. Geburtstag des größten fränkischen Dichters Johann Paul Friedrich Richter, abgekürzt Jean Paul, gefeiert. Die „größte dichterische kraft der Deutschen (nicht der größte Dichter, denn der ist Goethe)“ – so urteilte Stefan George treffend und zugleich ein wenig herablassend über den „vergessenen meister der fränkischen hügellande“. Als größten Gleichnismacher – will sagen: Metaphoriker – hat Jean Paul sich selbst gesehen. „*Ob ich gleich nicht weiß, wer unter allen Autoren der Erde die meisten Gleichnisse gemacht, so freuet es mich doch, dass ihn niemand übertrifft als ich.*“ Wie

groß seine sprachliche Kraft ist, erkennt man allein schon an den Wörtern, die auf ihn zurückgehen, die er teils übernommen und popularisiert, teils frei erfunden hat und die wir bis heute gebrauchen, ohne an ihren Urheber zu denken: Gänsefüßchen, Flegeljahre, Weltschmerz, Nihilismus, Fremdwort, Geburtshelfer, Gefallsucht, Ehehälften, Sprachgitter, Kerbtier – und das sind nur einige von vielen.

Jean Paul, aus Wunsiedel stammend, Sohn eines Hilfslehrers, Organisten und späteren Pfarrers, ist spät vom Ruhm überrascht worden. Nach mühsamen Anfängen als Schriftsteller wurde er um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert im damaligen Deutschland zu einer literarischen Macht. Viele Leser dachten und lebten in seinen Bildern und Gestalten. Der Empfindsame hatte einer ganzen Zeit die Zunge gelöst. Seine großen Dichtungen seit dem „Hesperus“ (1795) überboten Erfolge wie den „Werther“ oder die „Räuber“ noch an populärer Wirkung. Das hing nicht nur mit der weitschweifigen, den Leser umschmeichelnden und umstrickenden Schreibweise zusammen, mit den Allotria der Einschübe und Nachträge, der Vorreden zu Vorreden, der Aus- und Abschweifungen, sondern auch mit einem höheren Gehalt an Naturtreue, Atmosphäre, Welt. Jean Paul ist nicht nur ein getreuer Chronist der deutschen Innenwelt, des ländlichen und kleinstädtischen Deutschland mit seinen seltsamen, ätherischen und zerriissen Figuren, er weiß diese Welt auch von außen, aus der Sicht des Luftschiffers Gianozzo, in den Blick zu nehmen, wobei sie sich nicht selten aus einer Idylle in ein Pandämonium verwandelt. Dabei wendet er höchst moderne Techniken an, mediale Künste der Fremdwahrnehmung: Jean Pauls begeisterter Leser, der Naturwissenschaftler Georg Christoph Lichtenberg ist

Zeuge für das Einzigartige, in die Zukunft Weisende dieses ganz und gar unklassischen Autors.

Im Jahr 1973 gelang es mir, durch einen Antrag im bayerischen Kabinett Jean Paul zu einem Platz in der Walhalla in Donaustauf zu verhelfen. Frühere Versuche waren allesamt gescheitert. Im Jahr 1983 habe ich den Jean-Paul-Preis als bayerischen Literaturpreis geschaffen, der inzwischen siebzehnmal verliehen wurde, zuletzt 2015 an Gerhard Roth. Dass das Jean-Paul-Jubiläum im Jahr 2013 in Franken zu einer breiten Bewegung, einem regelrechten Gedächtnismarathon mit rund 500 Veranstaltungen führte, war für mich eine Überraschung und eine Freude. Neben vielen anderen sage ich Karla Fohrbeck, Julia Knapp, Monika Meier und Helmut Pfotenhauer dafür Dank. Inzwischen gibt es in Franken und in ganz Deutschland Jean-Paul-Orte mit entsprechenden Litfaßsäulen, es gibt Wanderstrecken von Joditz bis Sanspareil, und wer durch Bayreuth geht, kann Jean Pauls Spuren überall begegnen: am Jean-Paul-Platz, in der Maxstraße, am Friedhof, im Jean-Paul-Museum, in der Rollwenzeli. Noch immer ist sein riesiges Werk nicht vollkommen ediert, vieles harrt noch der Erschließung. Aber das Jubiläumsjahr hat doch dazu geführt, dass er als Autor wieder gegenwärtig ist: in Franken und Bayern und, so ist zu hoffen, überall im deutschen Sprachraum.

Die Jean-Paul-Feiern haben gezeigt, dass es inzwischen so etwas wie ein fränkisches Heimatgefühl gibt. Es äußert sich in vielen Formen: literarisch, musikalisch, theatraleisch – auch politisch. Als Ausdruck fränkischer Zusammengehörigkeit darf seit 2006 der Tag der Franken gelten. Er wird am 2. Juli, dem Tag, an dem der Fränkische Kreis im Jahr 1500 (wenn auch noch nicht

unter diesem Namen) ins Leben trat, gefeiert. Franken darf sich an diesem Tag all denen zeigen, die es noch nicht kennen: mit Ausstellungen in fränkischen Museen, mit fränkischen Trachten, fränkischen Mundarten, mit Musik und Theater, Gesang und Filmen – und natürlich auch mit fränkischer Kost. Auch darf es sich selbst feiern als eine Region, die ihre Eigenart, ihren Eigensinn bewahrt hat: keineswegs nur rückwärtsgewandt in „altfränkischer“ Nostalgie, sondern nach vorne blickend und neue Wege erkundend.

Denn Franken, das ist mehr als Folklore. In der Kultur des Freistaats Bayern hat das Fränkische längst Eigengewicht erlangt – von der Musik bis zur Dichtung, von der Kleinkunst bis zur Opernbühne – die Politik natürlich nicht zu vergessen. Nicht nur, dass fränkische Kabarettisten wie Barwasser, Priol, Heißmann, Rassau, Tissot, Egersdörfer, Karin Engelhard, Angelika Scheidig und Bettina H.-Dünnlinger heute bundesweit Erfolge feiern, auch ein Weltstar wie Waltraud Meier wird als Fräkin wahrgenommen, wenn sie in Bayreuth oder an der Metropolitan singt. Fitzgerald Kusz ist längst nicht mehr nur ein Poet von regionaler Bedeutung – er begeistert heute als sprachmächtiger Botschafter des Fränkischen viele Menschen. Ja, wer weiß nicht, dass Elke Sommer, Lothar Matthäus und Thomas Gottschalk Franken sind? Auch überlebensgroße politische Figuren wie Ludwig Erhard und Henry Kissinger sind fränkischer Herkunft, beide aus Fürth gebürtig – man registriert es heute mit neuer Aufmerksamkeit. Ich habe 1966 Erhard beim Bamberger Katholikentag erlebt, wie er die Gastronomie in einem Nobelhotel in Verlegenheit brachte: er verlangte nämlich sein fränkisches Leibgericht, einen Pichelsteiner Topf!

Über den Übergroßen wollen wir auch die Mittelgroßen nicht vergessen, die sich heute in Franken auf der politischen Bühne tummeln: allen voran Ulrich Maly und Markus Söder. Der eine nach seinem letzten Wahlsieg bei den bayerischen Kommunalwahlen im März 2014 als „*Frankenkaiser*“ gefeiert, der nach eigenem Wort die „*rote Hochburg*“ Nürnberg wiederhergestellt hat und sich inzwischen anschickt, die bayerische SPD, die schon immer vernehmbar fränkisch sprach, noch intensiver an diesen Dialekt zu gewöhnen. Der andere, der als Heimatminister im Kabinett Seehofer kühn verkündete, Nürnberg sei schöner als München – und es sei Zeit, von dort aus auch zu regieren. Auf dem Bolzplatz der bayerischen Politik hat sich der robuste Franke und bayerische Finanzminister bisher gut behauptet. Unter den möglichen Nachfolgern Horst Seehofers wird er heute vorzugsweise genannt. „*Ist Bayern also*“, fragt die Süddeutsche Zeitung, „*nach dem gescheiterten Günther Beckstein noch einmal reif für einen Franken in der Staatskanzlei?*“

Drei Dinge, meine ich, haben die Franken in der zweihundertjährigen Schule, in die sie die Geschichte seit den Jahren 1802 bis 1816/1819 genommen hat, gelernt: sie haben ihre alte Reichstreue in zeitgemäßen Formen auf die neuen Verhältnisse übertragen; sie sind – als Protestanten oder Katholiken – toleranter, umgänglicher, ökumenischer geworden; und sie haben begriffen, dass die Kleinräumigkeit ihrer Welt nicht – wie man ihnen lange einreden wollte – eine Belastung, sondern vielmehr ein Reichtum ist.

Der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung waren die Franken im 19. Jahrhundert näher als die Bayern. Auch auf Bismarck und die kleindeutsche Lösung haben sie sich früher eingelassen, als dies

die Münchner Politik zu tun bereit war. Aber die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus, der den Reichsgedanken pervertierte und diskreditierte – man denke an Hitlers frivoles Spiel mit den Reichskleinodien in Nürnberg! –, hat sie dazu gebracht, den nicht mehr zeitgemäßen „Zug zum Reich“ in eine Option für den Bund, für die junge Bundesrepublik und für das Grundgesetz, zu verwandeln. So haben sie sich auch in jüngster Zeit oft bundesnäher, bundestreuer gezeigt als die Altbayern – ein erstaunlicher Beweis für die Schwerkraft historischer Traditionen.

Modifiziert hat sich auch das evangelisch-katholische Zusammenleben in Franken. Es war lange Zeit hindurch mühsam, jedenfalls schwieriger, als wir uns das heute vorstellen können, obwohl der Gegensatz der Konfessionen erstaunlicherweise nie den Fränkischen Kreis gesprengt oder dauerhaft gelähmt hat. Heute aber profitieren beide Konfessionen von einer sichtbaren Entspannung ihres Verhältnisses. Vorbei sind die Zeiten, in denen katholische Bauern an evangelischen Festen trotzig Mist durch evangelische Dörfer fuhren, während evangelische Bauern im katholischen Umland dafür zur Rache den Allerheiligenstag entweihten. Vorgänge wie der Streit um die Weihe einer Zuckerfabrik in Ochsenfurt in den Anfängen des jungen Bischofs Döpfner (1953) wären heute kaum mehr vorstellbar. Damit verschwindet ein Antagonismus, der das Leben in Franken jahrhundertelang beherrscht und oft belastet hat – zumindest wird er schwächer. Kein unnützer konfessioneller Streit bindet und verzehrt mehr jene Kräfte, die man heute dringend zu Wichtigerem und Besserem braucht.

So befreit von alten historischen Sprengkräften, können die Franken sich heute ihrer Neigung zum Eigenen und Besonde-

ren mit Lust und neuer Zuversicht hingeben. Verschiedenheit, Spannung, Wettstreit werden ja heute als Antriebskräfte des politischen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens neu entdeckt. Nicht nationale Uniformität ist gefragt im künftigen Europa, sondern ein kräftig pulsierendes, sich immer wieder von unten her erneuerndes regionales Leben. Zu ihm gehören auch Spannungen und Gegensätze, ja sogar manchmal Streit. In dieser lebendigen und dynamischen Welt hat Franken gute Karten.

Also am Ende doch ein Bundesland Franken? Nein! Denn wo läge die künftige fränkische Landeshauptstadt? In Nürnberg? Das würde den Bambergern, den Würzburgern, den Aschaffenbürgern kaum gefallen. Aber auch umgekehrt: würden die Nürnberger sich so einfach den alten Vers zu eigen machen, der den Gehalt der mainfränkischen Lande beschwört: „*Reben, Messgeläute, Main, Bamberg – das ist Franken*“? Und noch einmal umgekehrt: würden die Mittel- und die Unterfranken den Hymnen auf erlesenes Bier, exzellente Würste und wunderbare Suppen vorbehaltlos zustimmen, wie sie Matthias Egersdörfer und Jürgen Roth in ihrer „Reise durch Franken“ anstimmen? Ich zitiere: „*Held Bräu Bauernbier Dunkel – Das Dunkle schlechthin, ideal gehopft, makellos malzig, hochintelligent beschäumt. Verscheucht jeden Weltschmerz. Müsste zum Wahrzeichen der mittleren Fränkischen Schweiz ernannt werden.*“⁷ Einverstanden mit dieser kulinarisch-regionalen Wahlverwandtschaft. Aber wo bleibt dann der Bocksbeutel als typischer Frankenwein – darf man ihn als urfränkischen Exportartikel einfach preisgeben?

Nein, ich denke, die Franken sollten ihre Eigenarten ausleben, sprachliche, soziale, literarische, kulinarische, aber nach

Möglichkeit doch friedlich, gemüts- und ressourcenschonend, will sagen: unter dem neubayerischen staatlichen Dach. Franken, Bayern und Schwaben sollten das Land gemeinsam verwalten (als Verwalter sind Franken und Schwaben und die Reste der Pfälzer ja ohnehin in den Münchner Ministerien hochpräsent!). Das wäre die richtige Schlussfolgerung aus einer wechselvollen und spannungsreichen Geschichte. Die einen, so will es der Himmel, besitzen eben die Berge und Seen, aber den anderen gehört der weite Blick.

Franken und Bayern: Es war nicht Liebe auf den ersten Blick, wie ich schon sagte. Es brauchte einige Zeit, bis Gewalt und Zufall überwunden waren. Die Partner mussten sich aneinander gewöhnen. Viele Hindernisse waren aus dem Weg zu räumen. Aber manchmal ist auch Liebe auf den zweiten Blick nicht schlecht. Wir wollen hoffen, dass sie trägt und dass sie Fran-

ken und Bayern eine glückliche Zukunft beschert. Ich jedenfalls, als Freund beider Stämme, bin der Meinung (und damit ziehe ich die Summe aus meinem Beitrag): Franken in Bayern – das geht. Ich wünsche Glück für die nächsten 200 Jahre!

Hans Maier (geb. 1931 in Freiburg) Studien in Freiburg, München und Paris, 1962–1999 Prof. für politische Wissenschaft, ab 1988 für Religions- und Kulturtheorie an der Universität München, 1970–1986 Bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultus. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Staats- und Verwaltungsgeschichte, zu Religion und Musik; zuletzt: *Die Orgel* (München 2015); *Christentum und Gegenwart* (Freiburg 2016). Seine Anschrift lautet: Athosstraße 15, 81545 München, E-Mail: h.h.maier@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Überarbeitete Fassung meines am 2. Juli 2014 in Bayreuth gehaltenen Vortrags. Für wichtige ergänzende Hinweise bin ich Herrn Prof. em. Dr. Werner K. Blessing, Erlangen, dankbar.
- 2 Deutsche Verwaltungsgeschichte (Hrsg. v. Jeschrich, Pohl, von Unruh). Bd. I. Stuttgart 1983, S. 602.
- 3 Ebd., S. 604.
- 4 Ebd., S. 615.
- 5 Baumgart, Reinhard: Nürnberg ohne Goldzähne, in: Merian 6.6.1981, S. 13.
- 6 Zit. bei Egersdörfer, Matthias/Roth, Jürgen: *Die Reise durch Franken*. München 2014, S. 266.
- 7 Ebd., S. 184.